

## Volksthümliches bei Artemidoros.

Der Seher Melampus sagte in seinem Werke *περὶ τεράτων καὶ σημείων*: οὐδὲν διαφέρειν τὰ μεθ' ἡμέραν γινόμενα τῶν ὄναρ δοκούντων γίνεσθαι. Dieser Spruch, den Artemidoros selber anführt (III 28; 179, 14 H.〈ercher〉), ist bezeichnend für die ganze Traumdeutung des Alterthums, die nicht auf den Ruhm einer eignen Wissenschaft Anspruch erheben kann, wie etwa die Sterndeuterei, sondern die nur die luftigen Gebilde des Schlafes nach den Regeln erklärt, die andere mantische Disziplinen festgestellt haben. Den Traumbuchschreibern selbst war freilich trotz Melampus dieses Bewusstsein geschwunden, sonst hätten sie schwerlich ihre Deutungen oft so absurd begründet, wie wir das in Artemidors Buch mit lachendem Erstaunen lesen. Andererseits aber macht die Treue, mit der sich die Deutungen selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert erhalten haben, wie man ohne Weiteres annehmen darf, es möglich, die alten religiösen oder volksthümlichen Vorstellungen zu erkennen, die ihnen zu Grunde liegen. Der folgende Aufsatz will das an einer Reihe von Beispielen zeigen<sup>1</sup>.

I 5 (12, 28 ff. H.). 'Wer träumt, dass er in Gold verwandelt sei, oder einen Schatz gefunden habe, wird sterben'. Das Letztere kehrt wieder II 59 (155, 2 H.), wo A. als Grund hinzufügt: οὐ γὰρ ἄνευ τοῦ τὴν γῆν ἀνασκαφήναι θησαυρὸς εὕρισκε-

<sup>1</sup> Nicht mit aufgenommen habe ich eine Reihe von Traumdeutungen, bei denen das Bewusstsein von ihrem Zusammenhang mit Glauben und Sitte auch den Traumdeutern lebendig geblieben ist, z. B. I 4 (11, 10 H.); I 72; 73 (65 H.); III 50 (188, 1 ff.) u. a. m.

ται, ὡσπερ οὐδὲ νεκρὸς κατατίθεται. Darüber braucht man ja kein Wort zu verlieren. In Wahrheit beruht die Ausdeutung ohne Zweifel auf dem Glauben an die 'schatzhütenden Todten', auf den schon Lobeck<sup>1</sup> aufmerksam gemacht hat. Um den Schatz zu heben, muss man eben ins Todtenreich. Auch den ersten Theil möchte ich auf diesen Glauben beziehen. Freilich steht Gold ganz allgemein in Beziehung zum Tode überhaupt (Benndorf, Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken; Denkschr. der Wien. Akad. XXVII 368). A. selbst sagt I 77 (71, 26), dem Kranken bedeute der Traum, er trüge einen Goldkranz, den Tod: χλωρὸς τε γὰρ ὁ χρυσὸς καὶ βαρὺς καὶ ψυχρὸς καὶ διὰ τοῦτο θανάτῳ προσεῖκάσται<sup>2</sup>. Aber diese Begründung ist gewiss sekundär, wie man leicht einsieht, wenn man an die Goldkränze denkt, die so viele Leichen im Alterthum getragen haben. Und schliesslich wird überhaupt die sepulkrale Bedeutsamkeit des Goldes auf die Vorstellung zurückgehen, dass die Schätze der Erde den Unterirdischen gehören. Denn auch der Traum, in Silber oder Kupfer verwandelt zu werden, bedeutet für einen Kranken den Tod (I 50; 47, 17 ff. H.).

I 5 (13, 3 H.). 'Ein Armer, der träumt, er werde vom Blitz getroffen, wird reich werden'. Diese Deutung, die von den sonstigen Wirkungen des Blitzschlags (II 9; 92, 27 ff. H.; vgl. Pauly-Wissowa I<sup>1</sup>, 42, 44 ff.; E. Rohde, Psyche 132, 4) ziemlich weit abliegt, aber ausdrücklich als Lehre der πάνυ παλαιοί bezeichnet wird, dürfte auch gut volksthümlich sein. Wenigstens scheint mir auf ganz verwandten Glauben hinzuweisen, wenn Plutarch (quaest. nat. 4) berichtet, dass Gewitterregen für befruchtender gelte, als anderer, und wenn wir bei Athenaios (XIV 649 f—650 a; Murr, Pflanzenwelt 70) lesen, dass der Blitz, der in ein Grab bei Kyzikos fuhr, dort den Baum κόνναρος erzeugt habe, der zweimal jährlich Früchte trug. — Dass ein Reicher, der denselben Traum hat, arm wird, ist gewiss nur eine künstlich ausgedachte Antithese.

<sup>1</sup> Aglaophamus 632<sup>m</sup>; vgl. auch E. Rohde, Psyche 226, 1; B.C.H. III 227, No. 21.

<sup>2</sup> Die todbringende Bedeutung von Gold (und Purpur) geht so weit, dass schon der Traum, er bekleide ein Amt, zu dessen Tracht sie gehören, einem Kranken den Tod verkündet (II 30; 126, 28 ff. H.) — Golden ist auch der Zweig des Aeneas beim descensus Averni (Verg. Aen. VI 136 und Servius dazu).

I 21 (23, 10 ff. H.). 'Träumt man, dass einem die rechte Kopfseite kahl wird, so verliert man die männlichen Verwandten; die weiblichen aber, wenn es die linke Seite ist'. Dazu stellen sich I 26 (28, 8 ff. H.), wo das rechte Auge als Sohn, Bruder, Vater, das linke als Tochter, Schwester, Mutter erklärt wird, I 31 (31, 10 ff. H.), wo die rechte Zahnreihe Männer, die linke Frauen bedeutet und I 42 (40, 10 ff. H.). Hier wird als eine παλαιὰ διαίρεσις berichtet, dass die rechte Hand auf die männlichen, die linke auf die weiblichen Verwandten gehe. Herr H. Lewy hat (Rhein. Mus. XLVIII 398) diese Bezüge auf jüdische Traumdeutung zurückführen wollen. Mit eben so vielem Recht hätte er z. B. Aegypten herbeiziehen können, wo das rechte Auge die Sonne, das linke den Mond bedeutet (Wiedemann, Religion d. alten Aegypter 160). Und so liessen sich der Parallelen noch viel mehr auch aus neuem Aberglauben beibringen, woraus aber eben nur folgen würde, was der einzig richtige Schluss ist, dass wir es nämlich mit einer so ziemlich allen Völkern gemeinsamen Vorstellung zu thun haben. Für die Griechen vergleiche man, was bei Pauly-Wissowa I<sup>1</sup> 83, 60 ff. bemerkt worden ist.

I 50 (46, 10; 48, 9 ff. H.). 'Sieht sich Jemand im Traum in übermenschlicher Grösse, so wird er sterben. Ebenso geht es, wenn ein Kranker träumt, er besässe übermenschliche Schönheit'. Hier kann man an die Vorstellung denken, dass alles Widernatürliche unheilvoll wirkt, vor allem das υπέρμετρον. Aber näher liegt Folgendes. Gespenster erscheinen in übermenschlicher Grösse; vgl. die Beschreibung des Hekatephasmas bei Lukianos Philopseudes 22 und Roschers Lex. Myth. I 2471, 28 ff. Und die ἦρωες dachte man sich wohl auch als von einer übermenschlichen Schönheit (Servius z. Aen. VI 49).

I 56 (54, 16 H.). 'Zu träumen, dass man auf einem Zwei- oder Viergespann fahre, weissagt einem Kranken den Tod'. Einen Grund dafür gibt A. nicht an; es war also entweder zu seiner Zeit die Vorstellung noch lebendig, die den Anlass zur Deutung geboten hat, oder aber sie war spurlos verschollen. Aber im zweiten Jahrhundert nach Christus wurde in Griechenland die Leiche längst nicht mehr gefahren, und auch in Rom war dieser Brauch selten geworden (Marquardt, Privatleben I 355). Dagegen ist in der Kulturrepöche der sogenannten Dipylonvasen gerade das Fahren der Leiche von der grössten Bedeutung. Auf den zahlreichen Gefässen mit dem Bilde eines Leichenzuges pflügt der vierrädrige Wagen, auf dem die hohe Kline mit dem Körper

des Todten steht, den Mittelpunkt der Darstellung zu bilden. Indess nach dieser Periode gehen die Beispiele plötzlich aus. Mir sind aus späterer Zeit nur das Terrakottarelieff (Rayet, Monuments pl. 75) und eine mit diesem auffallend übereinstimmende sf. Vase (ebenda Text), sowie ein sf. attischer Pinax in Berlin bekannt (Furtwängler 1814). Auch aus der römischen Sitte, die imagines der Ahnen auf Wagen der Leiche voranzufahren<sup>1</sup>, kann die Ausdeutung des Traumes bei A. nicht abgeleitet sein. So müssen wir darin wohl eine Reminiscenz an eine früh abgekommene griechische Sitte sehen. Wir können aber dabei nicht stehen bleiben. Aus Artemidoros, so scheint mir wenigstens, lässt sich erst erklären, warum überhaupt die Leiche gefahren wurde. Der Todte hat den Wagen nöthig, um auf ihm die weite Reise ins Reich der Geister machen zu können. Denn neben dem Glauben an die unmittelbare Nachbarschaft der Todten unter der Erde gab es ja auch seit langem die Vorstellung, dass ihr Reich an der äussersten Grenze der οἰκουμένη läge. Und wie zur Bestätigung lesen wir im gleichen Kapitel bei A. (55, 3 H.): διὰ δὲ τῆς ἐρήμου ἄρμα ἐλαύνειν παντὶ δῆπουθεν τῷ ἰδόντι θάνατον οὐκ εἰς μακρὰν ἐσόμενον προαγορεύει. Also durch eine Wüste, eine einsame, menschenleere Gegend, ging die Reise zum Hades. Solche Reise sehen wir auf etruskischen Monumenten dargestellt z. B. Micali Storia Taf. 65. Und so hätte unser Grieche am Ende seine Weisheit sich bei den Etruskern geholt, auf seinen grossen Reisen, die er zur Erkundung der Träume unternommen hat? Diesen verlockenden Schluss zu machen, hindert hauptsächlich, dass wir von der etruskischen Traumdeuterei nichts wissen. Wie alle Völker, werden auch sie an Träume geglaubt und sie ausgelegt haben. Aber hier dürfen wir mit diesem hypothetischen x nicht operiren. Ferner aber: dass diese Vorstellung auf griechischem Boden gewachsen ist, zeigt die Analogie der neugriechischen Charonlegenden. Charon ist hier der Reiter, der die Todten zu Pferde in sein fernes Reich schleppt: ein sicher antiker Glaube, der nicht durch gelehrte Tradition erhalten sein kann<sup>2</sup>. Und schliesslich darf man wohl auch trotz

---

<sup>1</sup> Ueber die Bedeutung dieser Prozeßion vgl. Marquardt, Privatleben I 353, 6; Benndorf, Gesichtshelme a. a. O. 374f.; F. Liebrecht, zur Volkskunde 370 No. 17.

<sup>2</sup> Ueber die hierher gehörenden Vorstellungen vom Hades-Jäger

des Widerspruchs, der in Roschers Lexikon (I 1785, 7f.) dagegen erhoben worden ist, den "Αἰδης κλυτόπωλος hieher beziehen.

I 60 (56, 15 H.). 'Wer träumt, er ringe mit einem Unbekannten, der wird krank werden': ὅπερ γὰρ ὁ παλαιστῆς βούλεται τὸν ἀντίπαλον διαθεῖναι, τοῦτο καὶ ἡ νόσος τὸν κάμνοντα, τοῦτ' ἔστι τῇ γῆ δοῦναι. So albern diese Begründung ist, so liegt in ihr doch ein wahrer Kern. Wir haben es mit einer Personifikation der als Dämon gefassten Krankheit zu thun, wie in dem Bilde eines späten Amulets: Revue des ét. gr. IV 287 ff. Ueblicher noch war es die Krankheit als fressendes Thier zu fassen: Liebrecht, z. Volkskunde 347 No. 12; Bienkowski, Eranos Vindob. 295 ff. Und so lesen wir bei Artemidoros II 54 (152, 22 H.), dass der Kampf mit wilden Thieren in der Arena bedeutet, der Träumende werde krank werden: ὡς γὰρ ὑπὸ θηρίου, οὕτω καὶ ὑπὸ νόσου φθείρονται αἱ σάρκες. So auch II 12 (102, 15 H.): λέων <ἀπειλῶν> νόσον μαντεύεται und IV 56 (236, 3ff.): τὰ ἄγρια θηρία πρὸς νόσον <λάμβανε>. ὥσπερ μὲν γὰρ τὰ θηρία βλάπτει τοὺς ἀνθρώπους, οὕτω καὶ αἱ νόσοι. Vergleiche auch Usener, de carmine Iliadis quodam Phocaico 33 ff.

I 60 (56, 26 H.). 'Wer im Traume mit einem Todten ringt, wird krank werden oder mit den Erben des Todten in Streit gerathen'. Sehen wir von der durchsichtigen Symbolik des zweiten Theils ab, so haben wir im ersten die weit verbreitete volkstümliche Anschauung, dass der Schlag der Gespenster krank<sup>1</sup> macht (Lobeck, Aglaoph. 637f., E. Rohde, Psyche 225, 4).

---

u. s. w. hat besonders Dilthey gehandelt; zuletzt Arch. Zeit. 1874, 81 ff. Bei ihm aber und, so weit ich sehe, auch in allen anderen Behandlungen dieses Themas fehlt die Stelle Aisch. Agam. 1235 Weil, die freilich seit Lobeck (zum Aias 352) als verderbt gilt. Hier nennt Kassandra die Klytaimestra θύουσαν "Αἶδου μητέρα. Es leuchtet ohne weiteres ein, wie eng sich die Vorstellung von der 'in der wilden Jagd fahrenden' (Dilthey a. a. O. 91) Todesmutter an den Hades-Jäger anschliesst. Schon das sollte die Stelle gesichert haben. Zum Ueberfluss gibt es neugriechisch eine Mutter des Charos (Schmidt, Märchen 159 ff.). Wie lebendig muss im 5. Jahrhundert der Glaube noch gewesen sein, wenn die einfache Bezeichnung dem Dichter genügt hat! — Chthonische Züge an Kl. siehe auch bei O. Crusius, Klyt. in Ersch u. Gruber 253, 11.

<sup>1</sup> Diese Krankheit heisst davon 'Schlaganfall' ἀπόπληξις; siehe zuletzt Babick de deisidaemonia. diss. Lips. 1891, 23. Nur kehrt er in eigentümlichem Missverständniss die Sache um. Natürlich ist das Ursprüngliche die körperliche Auffassung des Schlags. So ist es denn

I 70 (64, 9 H.). 'Wer träumt, er esse das Fleisch eines ihm weder bekannten noch verwandten Menschen, dem bedeutet das τὸ μέγιστον καὶ ὑπερβολῇ ἀγαθόν· τρόπον γάρ τινα οἱ ἄνθρωποι, ὅταν ὠφελῶνται παρ' ἀλλήλων, ἐσθίουσιν ἀλλήλους (22)'. Trotz dieser ausdrücklichen Angabe A.'s ist mir ganz unzweifelhaft, dass wir hier einen letzten Nachklang von ursprünglichem Kannibalismus haben. Es ist ja durch viele Beispiele von sogenannten 'Wilden' bekannt, wie weit verbreitet der Glaube ist, man könne sich die geistigen und körperlichen Kräfte eines Menschen zu eigen machen, indem man sein Fleisch oder einen bestimmten Körperteil von ihm genießt. Gerade deshalb wird auch der Kannibalismus mit Vorliebe an den Leichen erschlagener Feinde geübt und kommt deshalb auch da vor, wo sonst der Genuss von Menschenfleisch verabscheut wird (Chamisso, Reise um die Welt, zweiter Theil S. 394 der Ausgabe des Bibliogr. Inst.)<sup>1</sup>. Für Griechenland hat erst jüngst Rohde Spuren des Kannibalismus in der Sitte des μασχαλισμός nachgewiesen (Psyche 253, 1)<sup>2</sup>. Noch deutlicher zeigt sich dieser, wenn Tydeus sterbend das Gehirn seines getödteten Feindes Melanippos schlürft (Bethe, Theban. Heldenlieder 62).

I 74 (67, 12 ff. H.). Λύχνος (σημαίνει) τὸν τῆς οἰκίας ἄρχοντα καὶ τὸ πνεῦμα τοῦ ἰδόντος ἢ διὰ τὸ ἐπιβλέπειν τὰ ἔνδον ἢ διὰ τὸ εὐπόσβεστον. Der zweite Theil der Erklärung deutet schon an, dass wir unter dem πνεῦμα den Lebenshauch zu verstehen haben. Leicht, wie die Lampe, erlischt auch des Menschen Leben. Noch deutlicher spricht sich das II 9 (96, 15 ff. H.) aus, wo A. nach 'Phemonoe' berichtet, ein hell brennendes Licht bringe dem Kranken Genesung, ein dunkles verkünde seinen Tod. So hätten wir hier,

---

durchaus nicht 'facete dictum', wenn in Aristophanes' Vögeln 1490 ff. der Chor sagt: wer Nachts dem Heros Orestes begegnete, γυμνός ἦν πληγείς ὑπ' αὐτοῦ πάντα τὰπιδέξια. Man denke nur an die sehr handgreiflichen Prügelstriemen, die Trimalchios Mitknecht von dem Kampf mit den Strigen davonträgt (Petron. 63). Gerade die genaue Uebereinstimmung macht den Witz um so beissender. Vgl. auch E. Rohde, Psyche 376, 1.

<sup>1</sup> Die gleiche Anschauung bei Thierfleisch: der Genuss eines ungeborenen Häschens stellt die verlorene Fruchtbarkeit wieder her (Plin. N. H. XXVIII 248).

<sup>2</sup> Rohdes Frage, ob die abgeschnittenen Glieder gegen des Ermordeten Seele apotropäisch wirken sollen, ist zu bejahen; vgl. die Sammlung von H. Gaidoz: les décorations in der Mélusine Bd. III—VI. —

und zwar meines Wissens einzig durch A. bezeugt, die uns so geläufige Vorstellung vom Lebenslicht. Ganz fehlt es aber an Spuren dieses Glaubens auch sonst im Alterthum nicht. Bei Gelegenheit des Kandelabers von Cortona bringt Micali (Monum. ined. testo p. 79) eine testamentarische Verfügung aus dem Corpus juris bei, wonach Sklaven freigelassen werden, wenn sie einen Monat um den andern am Grabmal ihres Herrn *lucernam accendant et sollemnia mortis peragant*. So habe denn auch der Kandelaber ursprünglich gehangen 'dal sommo della volta forse uel vestibolo o in altra stanza interiore del sepolero'. Ebenso fand sich im Volumniergrabmal zu Perugia eine kleine Thonlampe 'precisamente nel mezzo all' archivolto dell' ingresso'. Auch in der esquilinischen Nekropole fanden sich Lampen in grösserer Zahl, die vermuthlich auf den kleinen ebendort gefundenen Altärchen gestanden haben (Dressel in den *Annali dell' Inst.* 1879, 284). Ferner scheint es nach den Ausführungen von Ersilia Caetani-Lovatelli (*Bull. comm.* XIX 245 ff.), als habe man dem Genius mit Vorliebe gerade Lampen geweiht<sup>1</sup>. Wie lebendig aber wenigstens in hellenistischer Zeit der Geniusglaube auch in Griechenland gewesen ist, lehrt besser als alle litterarischen Zeugnisse eine Inschrift des 3. oder 2. Jahrhunderts aus Halikarnassos (*Brit. Mus. Inscr.* IV 1 No. 896), wo auf Befehl des Apollon Telmesseus ein gewisser Poseidonios einen Geschlechtskultus stiftet, in dem Zeus Patroos, Apollon Telmesseus, die Moiren, die Göttermutter und der Ἀγαθὸς Δαίμων des Stifters und seiner Mutter Gorgis verehrt werden sollen. Seit dem 3. Jahrhundert finden sich Lampen in Gräbern und besonders auf der ustrina auf dem kürzlich

---

Dass man berechtigt ist, das Erschlagen des Feindes im Krieg dem Mord gleich zu setzen, beweist auch die Zusammenstellung des Mord-eisens und der *hasta velitaris* bei Plin. N. H. XXVIII 33 und 34. Vgl. Liebrecht z. *Volkskunde* 321 No. 66.

<sup>1</sup> Die von Garrucci (*Bull. d. Inst.* 1860, 70) veröffentlichte Lampe des Museo Kircheriano darf nicht dafür herangezogen werden. Denn wie Herr Dressel Herrn v. Domaszewski, dem ich für seine Vermittlung meinen Dank sage, gütigst mitgetheilt hat, steht dort: *Helenus suom nomen d(is) inferis* und so weiter. Ferner am Schluss nicht *ligamus*, sondern *fecimus*. Der seltene Fall einer *defixio* auf einem Thongefäss hat sich ganz neuerdings auch in den Rheinlanden gezeigt, s. *Westd. Korrespondenzblatt* 1893, Okt. no. 105.

aufgegrabenen attischen Friedhof nach Brückners und Pernices Beobachtung (Mitth. a. Ath. XVIII 82; 159).

I 74 (67, 15 H.). Τρίπους καὶ ἑστία <σημαίνουσι> τὸν βίον καὶ τὴν ὄλην κατάστασιν καὶ τὴν γυναῖκα τοῦ ἰδόντος. ὅτι ἂν οὖν πάθῃ ὁ τρίπους ἢ ἡ ἑστία, εἰς ταῦτα τὴν βλάβην ἀνακτέον. τράπεζα δὲ τρίποδος οὐδὲν διαφέρει οὐδὲ ἄλλο τι σκευός, ᾧ τις ἐπιδειπνεῖ. Für die religiöse Heiligung des Herdes im antiken Hause, auf der diese Deutung ja offenbar beruht, Zeugnisse beizubringen, ist wohl nicht nöthig. Der τρίπους ist hier so eng mit dem Herd verbunden, weil er als Kochtopfständer seinen festen Platz über dem Herd hatte, wie noch heute in niederdeutschen Bauernhäusern der Kessel ständig an einer grossen Kette über dem offenen Herdfeuer in der Diele hängt. Dass dem Herd die τράπεζα gleichsteht, weil man nämlich ursprünglich eben das Mahl selbst am Herd verzehrte, ist auch bekannt, ebenso wie man auch den dreifüssigen 'Grapen' durch eine übergelegte Platte zum Esstisch machte (Blümner bei Baumeister I 462). Und so ist es gewiss kein Zufall, dass die griechischen Speisetische drei Füsse hatten, trotz einer viereckigen Tischplatte<sup>1</sup>. — Die Worte τὴν ὄλην κατάστασιν erklären sich vorzüglich durch die Anekdote bei Herod. VIII 137 f. (Vgl. Lefébure, Mélusine V 147; Phemonoe bei Artemidor II 9 (96, 7 H.)). Zu erklären bleibt endlich wohl noch der Bezug des Herdes auf die Frau. An einer andern Stelle (II 10; 98, 9 f. H.) sagt A. selbst, der Vergleich sei begründet διὰ τὸ δέχεσθαι τὰ πρὸς τὸν βίον εὖχρηστα. Wir erinnern uns an die Bedeutung, die der Herd bei der Hochzeit (z. B. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen 92/93) hat. Dass in der Deutung Artemidors nicht ein künstlich konstruirter Bezug, sondern ein echt volksthümlicher Glaube vorliegt, wird aufs willkommenste dadurch bestätigt, dass in Epìros heute der Platz, wo Herd und Backofen stehen, mit demselben Namen genannt wird, wie die Mutter (μάννα: Contis, Mélusine IV 122, 1).

I 81 (82, 18 ff. H.). Der Traum, er schlafe in einem

<sup>1</sup> Blümner bei Baumeister III 1818b meint, dreifüssige Tische ständen auch bei unebenem Fussboden fest. Aber dann müssten doch wohl die Füsse, was unmöglich ist, verschiedene Längen haben. So wird man mit ihm (Arch. Zeit. 1884, 286) darauf verzichten, den <praktischen> Zweck anzugeben. Es wird eben heiliger Brauch gewesen sein.

Heiligthume, verkündigt dem Kranken, dass er genesen, dem Gesunden, dass er krank werde. A. erklärt: ὁ μὲν γὰρ ἀνάπαυλαν ἔξει τῆς νόσου διὰ τὸ τοὺς καθεύδοντας μὴ ἀντιλαμβάνεσθαι πόνων, ὁ δ' ἐπ' ἰατρείαν θεῶν κατελεύσεται. Hier sieht man deutlich, wie sich zwei Schichten der Ausdeutung über einander gelagert haben. Denn der allein richtige Grund der Deutung, nämlich, dass der Traum die Inkubationsheilung voraussagt, hat sich nur im zweiten Theil der Erklärung gehalten, während der erste Theil naturwissenschaftlich-rationalistisch, aber natürlich ganz verkehrt ist.

ibid. (82, 22 ff. H.). 'Wer träumt, dass er ἐν μνήμασι, ἐν τάφοις, ἐν ὄδῳ schlafe, der stirbt, wenn er krank ist; wenn ein Gesunder so träumt, bedeutet es ihm ἀπραξία. ἄπρακτοι γὰρ αἱ τοιαῦται διατριβαὶ καὶ τὰ χωρία'. Auch hier haben wir es mit einem bekannten Volksglauben zu thun. Denn an Gräbern treiben die Gespenster der Todten ihr Wesen, weshalb man schweigend daran vorüberging, um sie nicht aufzuschreien (E. Rohde, Psyche 223, 1). Und so gab es denn auch ein pythagorisches σύμβολον, man solle nicht auf Gräbern schlafen (Mullach F. Ph. G. I 510, 17).

II 7 (91, 1 ff. H.). 'Träumt ein Kranker, er sehe sich im Spiegel, so wird er sterben: γήινον γὰρ ἔστι τὸ κάτοπτρον, ἐξ οἷας ἂν ἦ πεποιημένον ὕλης. Wer sich träumend im Spiegel entstellt sieht, der wird erkranken. Wer träumt, dass er sich im Wasser spiegle, wird sterben oder doch einen seiner nächsten Verwandten durch den Tod verlieren'. A's. oben ausgeschriebene Erklärung sieht mehr nach einem schlechten Witz, als nach einer ernst gemeinten Begründung aus. Er oder der Mann, dem er seine Weisheit verdankt, hatten eben den wahren Grund vergessen und halfen sich, so gut es ging. Zum Glück hat sich die zu Grunde liegende Vorstellung noch heute lebendig erhalten. Denn man wird fascinirt, wenn man in einen Spiegel sieht. Ich kann dafür auf die zahlreichen Belege verweisen, die J. Tuchmann in seiner Arbeit über die Fascination beigebracht hat (Mé-lusine V 54 ff.). So ist der Glaube auch heute noch in Griechenland in voller Kraft (55, 2). Auch in Böhmen meint man, durch Bespiegeln verschlechtere sich eine Krankheit (56, 1). Von der verderblichen Wirkung endlich des sich im Wasser Bespiegeln erzählte auch ein griechisches Gedicht: καλαὶ μὲν ποτ' ἔσαν, καλαὶ φόβαι Εὐτελίδαο· | ἀλλ' αὐτὸν βάσκαινεν ἰδὼν ὀλοφώϊος ἀνήρ | δίνῃ ἐν ποταμῷ· τὸν δ' αὐτίκα νοῦσος ἀεικῆς . . . (Plut.

quaest. conv. V 7, 4). Hierher wird dann auch das pythagorische σύμβολον (Mullach F. Ph. G. I 506, 29) παρά λύχνον μὴ ἔσοπτρίζου zu ziehen sein.

II 10 (96, 24 H.). 'Glaubt man im Traum zu sehen, wie das Haus oder ein Theil davon oder sonst ein Geräth in einem hellen und doch nicht verzehrenden Feuer steht, so bedeutet das Glück' (vgl. auch den Traum V 47; 262, 22 H.). Ebenso ging es Tiberius im Exil zu Rhodos: pridie quam de reditu certior fieret, vestimenta mutanti tunica ardere visa est (Suet. Tib. 14). Man kann daran denken, dass die Götter den Menschen in klarem Feuerglanz erscheinen: in prece totus eram; caelestia numina sensi laetaque purpurea luce refulsit humus sagt Ovidius (fast. VI 251 f.). Näher liegt es vielleicht noch, sich der reinigenden Wirkung des Feuers zu erinnern, wie sie sich an Demophon (hymn. Cer. 239) und im Feuersprung an den Palilien (Ovid. fast. IV 725 ff.) ausspricht.

Wenn im selben Kapitel (98, 3 H.) brennende Bäume in verschiedener Weise auf die Hausgenossen gedeutet werden, so ist es sicher erlaubt an die bekannte, auch im Alterthum verbreitete Vorstellung vom Lebensbaum zu denken (Mannhardt, Feld- und Waldkulte II 23 ff.).

II 12 (105, 25 H.). 'Träumt Jemand, er höre ein Thier sprechen, so bedeutet das Glück, besonders, wenn es etwas εὐφημον καὶ ἡδύ sagt. Was es aber auch sprechen möge πάντως ἀληθῆ λέγει'. Dasselbe wiederholt A. II 69 (162, 9 H.): τὰ ἄλογα ζῶα πάντως ἀληθῆ λέγει, διὰ τὸ μὴ εἶναι ἐν μεθόδῳ λόγου. So plausibel dieser ethische Grund klingt, so falsch ist er. Wir haben einen weit verbreiteten, uralten Glauben vor uns. Der naive Mensch schreibt dem Thier eine Seele zu, so gut wie sich selbst. Und da das Thier mit seinen schärferen Sinnen Gefahren schon wittert, ehe der Mensch sie erspäh't, so ist seine Seele der menschlichen nicht nur verwandt, sondern begabter als sie und daher im Stande, die Wahrheit im Voraus zu erkennen. Ist hierin der Glaube an die Thieraugurien zum guten Theil gegründet, so finden wir auch bei verschiedenen Völkern die Meinung, dass wenigstens zu einer bestimmten, besonders geheiligten Zeit das Vieh wieder mit menschlicher Stimme begabt werde und die Zukunft vorhersage. So z. B. in Deutschland in der Neujahrs- oder Weihnachtsnacht (Wuttke, Volksaberglaube<sup>1</sup> §§ 15, 16; vgl. Liebrecht, z. Volkskunde 366). Aus dem Alterthum gehören hieher die redenden Rosse Achills; denn dass sie die Sprache

einer augenblicklichen Gabe der Hera verdanken, zeigt nur, wie weit sich Homer über den Volksaberglauben erhoben hat (II. XIX 407). Ueberhaupt kannte ja der alte Aberglauben sowohl die Thiersprache, wie die Mittel, ihr Verständniss zu erlangen. Dazwischen und zwischen dem deutschen Aberglauben besteht aber offenbar nur ein Gradunterschied.

II 13 (106, 7ff. H.). Wenn hier der im Traum gesehene δράκων Reichthum und Schätze bedeutet, διὰ τὸ ἐπὶ θησαυρούς ἰδρῦεσθαι, so darf man darin getrost einen letzten Rest des von O. Crusius (Verhandlg. d. 40. Philologenvers. 44, 3) nachgewiesenen Märchens erkennen. Doch kann die Deutung am Ende auch geradeswegs vom Glauben an die schatzhütenden Unterirdischen abgeleitet sein (oben S. 178), aus dem im letzten Grund auch das Märchen geflossen ist. Denn auch der Traumdeutung war natürlich der Bezug der Schlange auf den Todten lebendig geblieben; vgl. IV 79 (248, 14 H.): δράκοντες οἱ μὲν εἰς ἄνδρας μεταβάλλοντες ἥρωας σημαίνουσιν, οἱ δὲ εἰς γυναῖκας ἥρωϊδας.

II 13 (107, 1 H.). 'Wenn eine Schwangere träumt, sie verberge irgend ein θηρίον ἐρπετόν im Busen, διαφθερεῖ καὶ οὐ διασώσει τὸ ἔμβρυον'. Auch dies ist dem Volksaberglauben entnommen. Plinius (N. H. XXX 128) erzählt, dass eine Schwangere abortiren müsse, wenn sie über eine Viper oder amphibaena geschritten sei. Zwar A. redet nur von einem beliebigen Reptil, aber es ist doch kaum zufällig, dass diese Traumdeutung bei ihm unter dem Abschnitt ἀσπίδες καὶ ἔχιδναι steht.

II 16 (110, 13 H.). Von einem Delphin zu träumen, bringt Glück. Denn wohin er schwimmt, dorthin wird der Wind wehen. Ueber diesen Traum hat das Nöthige schon Keller, Thiere d. klass. Alterthums 218 bemerkt. Vgl. auch Hopf, Thierorakel 87.

II 17 (110, 21 H.). Λάροι, αἴθουαι und überhaupt alle Seevögel, im Traum gesehen, τοὺς πλείοντας εἰς ἔσχατον ἄγουσι κίνδυνον, ἀλλ' οὐκ ἀπολλύουσι. Es ist das derselbe Glaube, den noch heute die Matrosen an bestimmte Vögel der hohen See knüpfen, die sog. mother Carey's chicken. Vergleiche Keller, a. a. O. 262; Hopf 179 f.

II 36 (137, 15ff. H.). 'Von einem Sternschnuppenfall zu träumen bringt Unglück und weissagt den Tod vieler Leute. Und zwar bedeuten die hellen Sternschnuppen, dass grosse Männer, die dunkleren, dass gewöhnliche Menschen sterben werden'. Die gleiche Ausdeutung kehrt V 23 (258, 4ff. H.) wieder, aber etwas erweitert. Da träumt einem Sklaven, ein Stern falle vom Himmel,

ein anderer aber steige von der Erde zum Himmel auf. Sein Herr stirbt, er aber bleibt Sklave des Sohnes, obgleich er erwartet hatte, freigelassen zu werden: ὁ μὲν οὖν περὶ ἄστηρ ἐσήμεαινε τὸν ἀποθανούμενον, ὁ δὲ εἰς οὐρανὸν ἀνελθὼν τὸν ἐποφόμενον καὶ δεσπόσοντα αὐτοῦ. Für die Volksthümlichkeit des Glaubens, aus dem diese Deutung erwachsen ist, dass nämlich Sternschnuppen den Tod eines Menschen bedeuten, und dass jeder Mensch seinen Stern hat, der mit seiner Geburt gleichzeitig aufgeht, sich in seinem Lichtglanz nach dem Glück des Menschen richtet und erlischt, wenn er stirbt, kann ich auf die Stellen verweisen, die ich in Pauly-Wissowas Realencyclopaedia I<sup>1</sup>, 41, 28ff. citirt habe<sup>1</sup>.

II 64 deutet Artemidoros verschiedene Arten des Traumes aus, dass man zu fliegen glaubt. Darunter ist einiges für unsere Absichten nicht ohne Interesse. 159, 7ff. H. heisst es: τὸ περὶ τοὺς κεράμους ἵπτασθαι καὶ τὰς οἰκίας καὶ τὰ ἄμφοδα ἀκαταστασίας τῆς ψυχῆς καὶ παραχὰς μαντεύεται. Die Deutung scheint sehr nahe zu liegen, besonders uns Modernen, die wir an das Bild vom Umflattern der Sorgen und ähnliches gewöhnt sind. Trotzdem bin ich geneigt, auch hier einen religiös-superstitiösen Grund anzunehmen. Nicht nur die Sorgen umflattern das Haus, sondern auch die viel realeren bösen Geister als Unglücksvögel und Strigen, an den Todtenfesten Attikas und Roms auch die Gespenster der Verstorbenen (E. Rohde, Psyche 218f. vgl. Grimm Mythologie, Anhang No. 120; 160). Von besonderem Nutzen aber für die Erklärung unseres Traumes scheint mir eine Pliniusstelle zu sein. Wenn eine Frau, so erzählt er, in schweren Kindesnöthen war, so nahm man eine Mordwaffe und schoss sie übers Dach weg (N. H. XXVIII 33; 34)<sup>2</sup>. Den Dämon, der die

<sup>1</sup> Zu dem dort Bemerkten lässt sich hinzufügen, dass nach Cic. divin. I 75 anscheinend auch ganze Staaten ihren Lebensstern gehabt haben, wie es ja auch einen genius civitatis gab (griechisch Τύχη). — Zu dem, was ebendort von dem Glauben an die Göttlichkeit der Gestirne gesagt worden ist, vgl. was ich bei Pauly-Wissowa I 2 s. Astrologie ausgeführt habe. Zu der Anekdote von König Philippos und dem Schützen Aster bietet nicht nur deutscher Aberglaube die nöthige Erklärung. Mit dem Finger auf die Sterne zu zeigen verbot auch ein pythagorisches σύμβολον (Mullach F. Ph. G. I 510, 29).

<sup>2</sup> In Norwegen wurde über die Viehställe hinweg geschossen, wenn das Vieh krank war (Liebrecht a. a. O. 319 No. 53). — In demselben Lande findet sich auch eine höchst auffallende Parallele zu Plin. N. H.

Entbindung hinderte, dachte man sich also offenbar auf dem Dach sitzend oder darüber schwebend. Wie die Seele des Sterbenden durch das Dach entweicht, aber auch als Gespenst durch dessen Oeffnung wieder zurückkehren kann, hat Liebrecht ausgeführt (z. Volksk. 572).

159, 16 H. Ἰπτασθαι μετὰ ὀρνέων σημαίνει μετὰ ἀνθρώπων ἄλλοεθνῶν καὶ ξένων ἀναστραφήσεσθαι. Dieser Ausdeutung liegt zu Grunde die alte volksthümliche Gleichsetzung der Barbarensprache mit der ebenso unverständlichen Sprache der Vögel, wofür es genügen mag, auf Aisch. Agam. 1050f. Weil. zu verweisen. Der Bezug der Vögel auf fremde Völker findet sich auch in dem V 74 (268, 20ff. H.) erzählten Traum.

160, 23 H. Ὅπως ἂν πέτηται νοσῶν ἄνθρωπος τεθηζέται· φασὶ γὰρ τὰς ψυχὰς ἀπαλλαγείσας τῶν σωμάτων εἰς τὸν οὐρανὸν ἀνιέναι τάχει χρωμένας ὑπερβάλλοντι καὶ ὡς εἰπεῖν πτηνῶν ὁμοίας. Der Glaube, dass die Seele des Sterbenden nicht zum Hades hinabgeht, sondern sich εἰς αἰθέρα empor-schwingt, war in Griechenland sehr verbreitet, wie das eine Reihe von Grabschriften in Kaibels Epigrammata ausspricht (vgl. Lehrs, Pop. Aufs. 2 339ff.; E. Rohde, Psyche 227, 1). Auch das Fliegen, Umherflattern an sich ist eine Thätigkeit, in der uns die Seelen vor allem auf attischen Lekythen begegnen (E. Rohde, Psyche 223, 3; 4). Aber der Schwerpunkt der Begründung scheint mir in dem Vergleich mit den Vögeln zu liegen. Wäre es auch sonst unbekannt, so müssten wir aus unserer Stelle allein schon folgern, dass man sich die Seele im Moment des Todes als Vogel davon fliegend dachte. Dazu träte unterstützend die Analogie deutschen Glaubens (Litteratur bei Laistner, Nebelsagen 52). Doch, meine ich, gibt es auch für das griechische Alterthum unzweideutige Zeugnisse ältester Zeit. Τετριγυῖα entschwebt die Seele des Patroklos der Umarmung ihres Freundes (Il. XXIII 101), und ebenso lässt der Dichter der zweiten νέκυια die Seelen der er-

XXX 129. Dort wird erzählt, dass der Stock, mit dem man einer Schlange einen Frosch aus dem Maul geschlagen hat, bei schweren Entbindungen hilft. Bei Liebrecht a. a. O. 333 No. 178 wird ganz ähnliches aus Norwegen erzählt. Nur hat dort nicht der Stock, sondern der Mensch die Heilkraft erlangt. Dagegen stimmt genau zu Plin., was L. weiter nach Bartsch aus einem deutschen Ms. des 16./17. Jhdts. berichtet. Die Stellen stimmen zu genau zu einander. Man wird an die, auch sonst im Aberglauben mächtige, gelehrte Tradition denken müssen.

schlagenen Freier τριζούσας dem Hermes ψυχοπομπός in den Hades folgen. Das heisst nicht etwa 'mit halber Stimme', wie E. Rohde, *Psyche* 10 erklärt, sondern vielmehr 'zwitzchernd' wie ein Vogel<sup>1</sup>. Und dies stridere, das den Seelen mit den Vögeln gemein ist, kennzeichnet auch die striges, die man sich als Vögel dachte (Pauly-Wissowa I<sup>1</sup>, 93, 40 ff.). Dass diese Vorstellung auch griechisch ist, würde allein der griechische Zauberspruch gegen die Strigen bei Festus beweisen. Endlich darf man auch an den Adler der Kaiserapotheosen in Rom erinnern.

III 13 (174, 1 H.). 'Sieht sich ein Kranker im Traum als Gott, so wird er sterben: ἀθάνατοι γὰρ οἱ ἀποθάνοντες, ἐπεὶ μηκέτι τεθνήξονται'. Auch hier haben wir in der Begründung wieder zwei Schichten über einander. Denn der erste Theil enthält den wirklichen Grund für die Deutung, während der zweite eine überaus läppische Zuthat ist.

III 28 (179, 25 H.). 'Das Wiesel im Traum gesehen, bedeutet γυναῖκα πανούργου καὶ κακότροπον. καὶ θάνατον. ὅτι γὰρ ἂν λάβῃ, τοῦτο σήπει'. Die todbringende Bedeutung des Wiesels geht auf seinen üblen Angang (Schwarz a. a. O. 42. O. Crusius, *Rhein. Mus.* XLII 417). Die erste Deutung dagegen hängt eng zusammen mit dem von Crusius (*Verhandl. d. 40. Philologenvers.* 35, 3), Rohde (*Rhein. Mus.* XLIII 303), Zielinski (*ibid.* XLIV 157) besprochenen Märchen von der Wieselhochzeit. Unsere Stelle, so scheint mir, erhebt zur Gewissheit, was Zielinski nur als Vermuthung aussprechen konnte, dass nämlich auch im Alterthum, wie im Neugriechischen, das Wiesel auch den Namen Frau oder Braut geführt hat. Sonst hätte Artemidoros sich kaum mit den kurzen Worten: γαλή σημαίνει γυναῖκα begnügen können.

III 48 (187, 7 ff. H.). 'Träumt man, dass man Jemand mit Steinen wirft, so bedeutet das, dass man ihn verlästern wird.'

---

<sup>1</sup> Wie Fledermäuse: *Od.* XXIV 6. Aber da ist gewiss das fliegende Säugethier noch nicht von den Vögeln unterschieden. So noch *Artemid.* III 65 (194, 3 ff. H.): γλαυῆ . . νυκτερίς καὶ εἴ τι ἄλλον νυκτερινὸν ὄρνεον. Auch hier ist die Deutung volksthümlichem Glauben entlehnt; s. Schwarz, *Celler Progr.* 1888, Hopf, a. a. O. — F. Krauss zwar übersetzt lustig νυκτερίς mit 'Schleiereule', aber dass die lebende Junge gebiert (194, 8 H.) ist seine und nicht Artemidoros zoologische Weisheit.

Wird man selber geworfen, so wird man verlästert. εὐόκασι γὰρ οἱ λίθοι λόγοις ἀπρεπέσι καὶ μαχίμοις'. 'Wenn zwischen zwei Freunden auf der Strasse ein Stein hindurch geworfen wurde', so erzählt Augustinus, 'so glaubte man, es entzweite sie' (doctr. christ. II 20, 31). Mit Steinen zu werfen, galt aber überhaupt als Ausdruck der Schmähung, wie die neugriechische Sitte zeigt, über die Conze, Philologus XIX 166 berichtet und die Liebrecht richtig auf ihren religiösen Ursprung zurückgeführt hat (z. Volksk. 282f.). Vergl. auch jüngst Bernh. Schmidt, Jahrb. f. Philol. 1893, 569 ff.

Besonderes Interesse verdient III 66 (194, 16 H.), wo es heisst, dass ein ὠρολόγιον συμπίπτων ἢ κατασσόμενον πονηρὸν καὶ ὀλέθριον sei, μάλιστα δὲ τοῖς νοσοῦσι<sup>1</sup>. Wir sehen hier, wie auch in verhältnissmässig später Zeit sich ein Aberglaube neu hat bilden können. Denn wir haben hier zweifellos genau dieselbe Vorstellung, natürlich den veränderten Umständen angepasst, die sich bei uns in der Redensart von der abgelaufenen Lebensuhr ausgeprägt hat. Als französische Sitte führt Liebrecht (a. a. O. 350) an, dass man beim Tode eines Menschen die Uhr anhält<sup>2</sup>.

IV 19 (211, 15 ff. H.). Τὰ παρ' ἡλικίαν τοῖς βρέφεσι γινόμενα . . . πάντα κακὰ πλὴν λαλιᾶς' . . . τὰ ἄλλα . . . θάνατον σημαίνει, ὅτι ἐγγύς ἐστι τοῦ γήρωσ, μεθ' ὃ πάντως ἀκολουθεῖ θάνατος: λαλιὰ δὲ ἀγαθὴ, ὅτι φύσει λογικὸν ζῶόν ἐστιν ὁ ἄνθρωπος. Dass es Unglück bringt, wenn Kinder etwas an sich haben oder thun, was über ihre Jahre hinausgeht, ist ein ganz allgemeiner Aberglaube (vgl. Seneca rhet. controv. I 22; Otto, Sprichwörter 375, 1917), der auf die Vorstellung vom Wider-natürlichen zurückgeht. So sagt denn A. auch allgemein τὰ παρ' ἡλικίαν μοχθηρὰ πάντα πλὴν ὀλίγων (I 16; 20, 19 H.). Auffallend ist aber, dass es gut sein soll, wenn die Kinder früh sprechen. Denn wenigstens in Rom glaubte man, dass solche Kinder spät gehen lernten (Plin. N. H. X 270). Auch findet sich bei A. selbst eine Bemerkung, die beweist, dass nicht allgemein die λαλιὰ παιδός für glücklich galt. Unmittelbar anschliessend an unsere Stelle erzählt er nämlich, einem Vater habe geträumt,

<sup>1</sup> Ebendort heisst es: besser ist es, wenn im Traum die Uhr die Stunde vor Mittag zeigt, als umgekehrt. Vgl. dazu E. Rohde, Psyche 139, 2.

<sup>2</sup> Derselbe Glaube noch heute in der Umgebung Hamburgs oft geübt.

dass sein erst 5 Monate altes Kind artikulirt gesprochen hätte: καὶ προσεδόκων μὲν τινες τὸ παιδίον ἀποθανεῖσθαι. Wir haben schon mehrfach gesehen, dass vom Märchen Fäden auch in die Traumdeutung hinüberführen. So möchte ich denn vermuthen, ohne freilich den strikten Beweis führen zu können, dass es sich hier um einen Rest jener Erzählungen handelt, die H. Gaidoz und Andere unter dem Titel *L'enfant qui parle avant d'être né* in der *Mélusine* IV—VI zusammengestellt haben, und wo eben auch nicht nur der Foetus, sondern auch das unmündige Kind spricht.

IV 24 (217, 2 H.). Dass die Traumerscheinung einer alten Frau einem Kranken den Tod verkündet, wird zwar von Artemidoros künstlich mit der ἰσοψηφία von γραῦς und ἡ ἐκφορά begründet (beide Wörter haben den Zahlenwerth 704), sowie mit der Erwägung, die γραῦς sei μέλλουσα μὴ εἰς μακρὸν ἀποθνήσκειν. Indess liegt der wahre Grund offenbar in denselben Vorstellungen, die den 'Angang' der alten Frau zu einem Verderben bringenden gemacht haben; vgl. J. Tuchmann, *Mélusine* V 300 ff.

IV 82 (250, 6 ff. H.). 'Was man den Todten mitzugeben pflegt, solche Dinge im Traume einem Verstorbenen zu geben oder von ihm zu bekommen ist nicht gut. Denn es bedeutet den Tod des Träumers oder eines seiner Verwandten. Andere Sachen einem Todten zu geben, ist ebenfalls schlimm, dagegen bringt es Glück, sie von ihm zu bekommen, am meisten Nahrung, Geld, Geräth, Kleider.' Die beiden Deutungen, die hier nebeneinander stehen, scheinen gar nicht zusammen zu passen. Und doch ist der Widerspruch nur scheinbar. Natürlich bringt es Unglück zu bekommen, was zu einem Todten gehört, vor allem seine Speise. Denn wer von dieser isst, ist den Unterirdischen verfallen (E. Rohde, *Psyche* 221, 1). Ebenso darf man im deutschen Aberglauben nichts zurückhalten, was bei einer Leiche gebraucht worden ist. Es muss alles mit in den Sarg (Grimm, *Mythol. Anhang* 546; 700. Wuttke, *Volksabergl.*<sup>1</sup> § 378; § 383). Was aber das Geben solcher Sachen im Traume anlangt, so bringt dies den Tod nach dem sehr natürlichen Gedankengang, dass, wer im Traum den Todten ausstattet, es sehr bald auch in Wahrheit thun wird. Heisst es nun aber weiter, dass es Unglück bringt andere Sachen einem Todten zu geben, so findet sich auch dazu im deutschen Glauben eine schlagende Parallele. Man verkauft sich nämlich den Unterirdischen, wenn man den Todten eignen Besitz mit ins

Grab gibt und dieser Glaube hat einerseits zu bedenklichen Bosheitszaubereien geführt (Wuttke a. a. O. § 378), auf der andern Seite zu manchem Heilzauber (ebenda § 266), indem man Dinge, die dem Kranken gehören oder ihn berührt haben, in einem Sarg mitbegraben lässt. Wenn nun umgekehrt die Gabe der Todten in der von A. angeführten Beschränkung Glück bringt, so zeigt sich recht, wie tief der Glaube an ihre Eigenschaft als Schatzhüter gewurzelt ist. Bei den Speisen wird man wohl hauptsächlich an Getreide zu denken haben (E. Rohde, *Psyche* 226, 1).

Ich will die Geduld des Lesers nicht länger durch Einzelheiten ermüden. Das Resultat unserer Uebersicht springt in die Augen. In ungeahntem Masse haben sich religiöse Vorstellungen in der Wissenschaft vom leichten Volk der Träume erhalten, die sonst z. Th. verschollen sind. Um so mehr werden wir uns hüten, leichtfertig Entlehnungen ab extremis barbaris anzunehmen.

Hamburg.

E. Riess.